Zwischen Aufbewahrung und Heimat : eine Flüchtlingsunterkunft und ihre Musealisierung

Autor(en): **Hänel, Dagmar / Vorwig, Carsten**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **113 (2017)**

Heft 2

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-737307

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHES ARCHIV FÜR VOLKSKUNDE / ARCHIVES SUISSES DES TRADITIONS POPULAIRES
113. Jahrgang (2017), Heft 2, S. 59–78

Zwischen Aufbewahrung und Heimat

Eine Flüchtlingsunterkunft und ihre Musealisierung

DAGMAR HÄNEL, CARSTEN VORWIG

Abstract

Von 2012 bis 2014 wurde in einem Kooperationsprojekt des LVR-Freilichtmuseums Kommern und des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte ein Flüchtlingscontainer zu einem musealen Element formiert. Als Teil einer Baugruppe zur Entwicklung des ländlichen Raums im Rheinland nach 1945 ist der Container in seiner Materialität Objekt der musealen Inszenierung, für eine Ausstellung zum Themenbereich «Flucht/Migration nach 1945» bildet er den Ausstellungsraum. Zudem wird der Container medial in Kurzfilmen wie in einem dreissigminütigen Dokumentarfilm zum Verhandlungs- wie Repräsentationsraum der Narrationen rund um Flucht- und Migrationserfahrungen und wiederum zum medial dargestellten Ausstellungsobjekt. Im Zentrum dieser mehrschichtigen musealen Darstellung steht der Versuch, Alltagserfahrungen von Flüchtlingen und ihre Raumaneignungs- und Beheimatungsstrategien nachvollziehbar zu machen.

Auf dem Kahlenbusch, einem Hügel am Rande der Eifel, entsteht mitten im Gelände des LVR-Freilichtmuseums Kommern[1] zurzeit die Baugruppe *Marktplatz Rheinland*. Ziel ist es, ein rheinisches Dorf in seiner Entwicklung nach 1945 zu zeigen: von den letzten Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs über Wirtschaftswunder und Aufschwung bis hin zu heute sichtbaren kleinstädtisch-bürgerlichen Vorortsmodellen.[2] Wenn Besucher*innen auf ihrem Weg durch regional strukturierte historische Hauslandschaften mit strohgedeckten Fachwerkhäusern hier ankommen, ist die Konfrontation mit der jüngsten Vergangenheit ein (gewollter) Bruch mit dem bisherigen Museumserlebnis.[3] Die vielleicht stärkste Irritation

1 Der Landschaftsverband Rheinland (LVR) ist ein Kommunalverband mit rund 18 000 Beschäftigten. Der LVR unterhält neunzehn Museen und Kultureinrichtungen, vierzig Schulen und diverse Kliniken. Er engagiert sich besonders in den Bereichen Inklusion und regionale Kulturförderung.

2 Vgl. Vorwig, Carsten: Die Moderne im Dorf. Konzeptionelle Grundlagen für den Marktplatz Rheinland. In: Josef Mangold (Hg.): Moderne Zeiten. Der Marktplatz entsteht (Marktplatz Rheinland, 1). Kommern 2015, S. 20–29.

3 Vgl. ebd., S. 21 f.

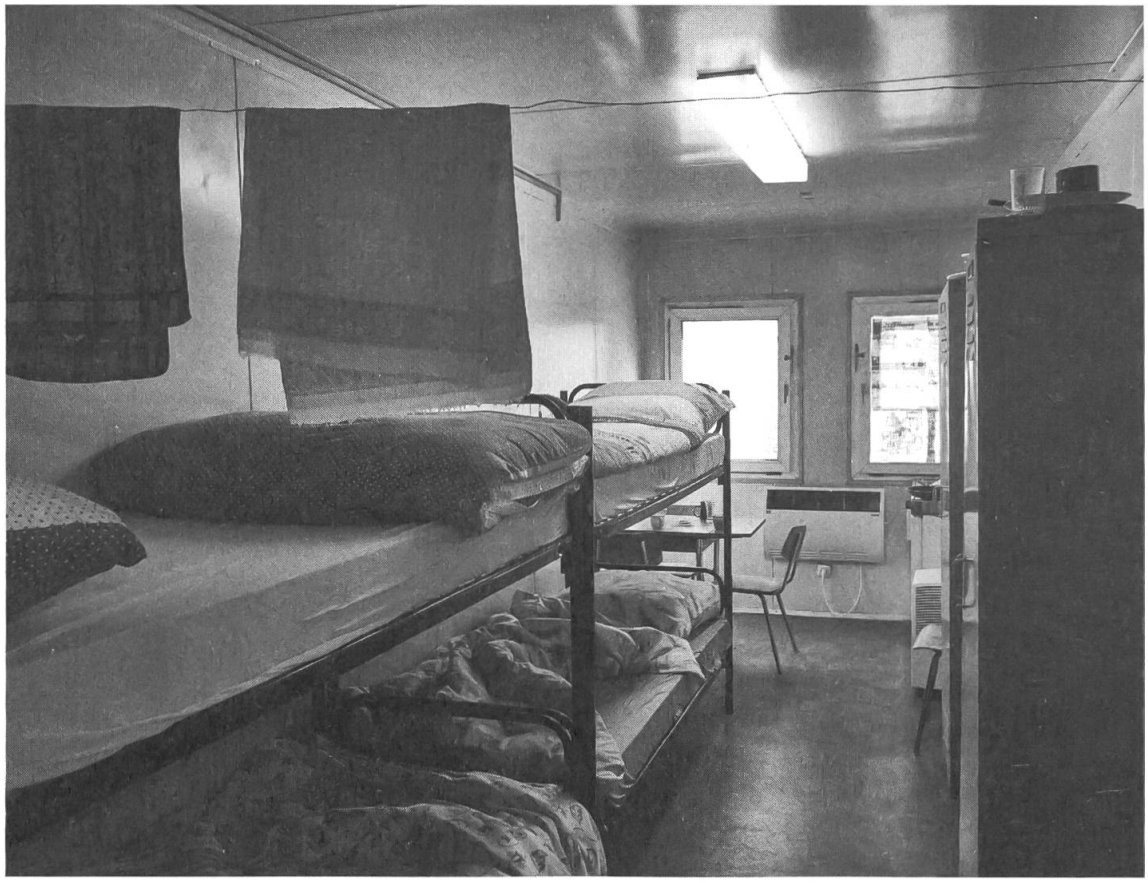

Abb. 1: Ausstellung im Flüchtlingscontainer: Ersteinrichtung.

bildet ein Gebäude aus den 1990er-Jahren: ein sogenannter Asylcontainer,[4] der seit 2014 hier etwas versteckt am Rande der Siedlung steht.[5] Der Container ist begehbar und zeigt in seinen fünf Räumen unterschiedliche Zeitschnitte seiner Nutzungsgeschichte: im ersten Raum eine Installation mit der Ersteinrichtung aus den 1990er-Jahren, als jeder Raum für vier Flüchtlinge ausgelegt und auch belegt war, im zweiten die Originaleinrichtung des letzten Bewohners, der das Zimmer mehrere Jahre lang alleine bewohnte und es nach eigenem Geschmack und Möglichkeiten gestaltete. In einem weiteren Raum ist eine Installation aus «Resten» ausgestellt: unterschiedlichste Dinge, die von Flüchtlingen der letzten Nutzungsphase des Containers zurückgelassen wurden, von Kleidungsstücken bis zu Küchengeräten. Ein vierter Raum ist für die Besucher begehbar, sodass hier die Enge eines vollbelegten Containers nachempfunden werden kann. Hinter der

4 Die Autoren sprechen im Folgenden konsequent von «Flüchtlingscontainer» oder «Flüchtlingsunterkunft», um sich von der gerade im Zeitkontext dieser Gebäude verbreiteten und ideologisch zur Ausgrenzung eingesetzten Unterscheidung von «Flüchtling» und «Asylbewerber» oder dem explizit pejorativen Begriff «Asylant» zu distanzieren.

5 Vgl. Kirsch, Volker; Vorwig, Carsten: Flüchtlingsunterkünfte. Titz und andere rheinische Gemeinden. In: Josef Mangold (Hg.): Flüchtlingsunterkunft. Leben im Container (Marktplatz Rheinland, 3). Kommern 2016, S. 17–24.

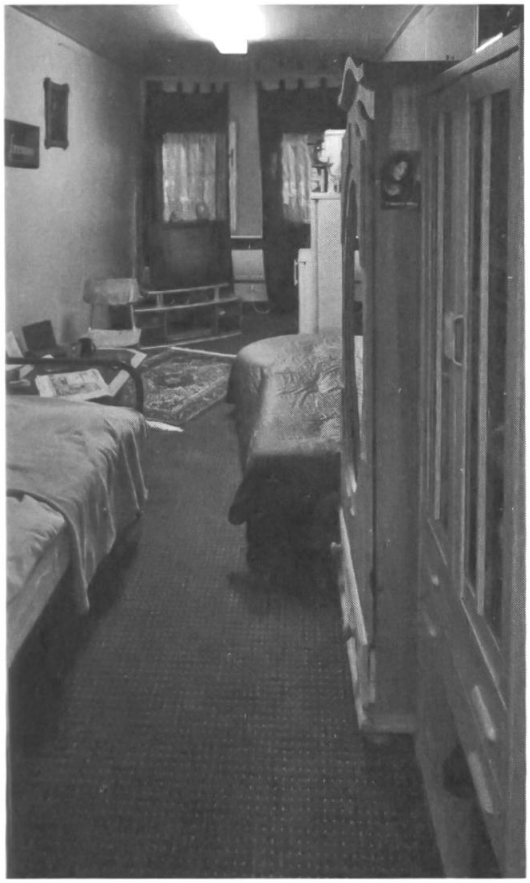

Abb. 2: Ausstellung im Flüchtlingscontainer: Der Container von Kawa Abbas, Zustand 2013.

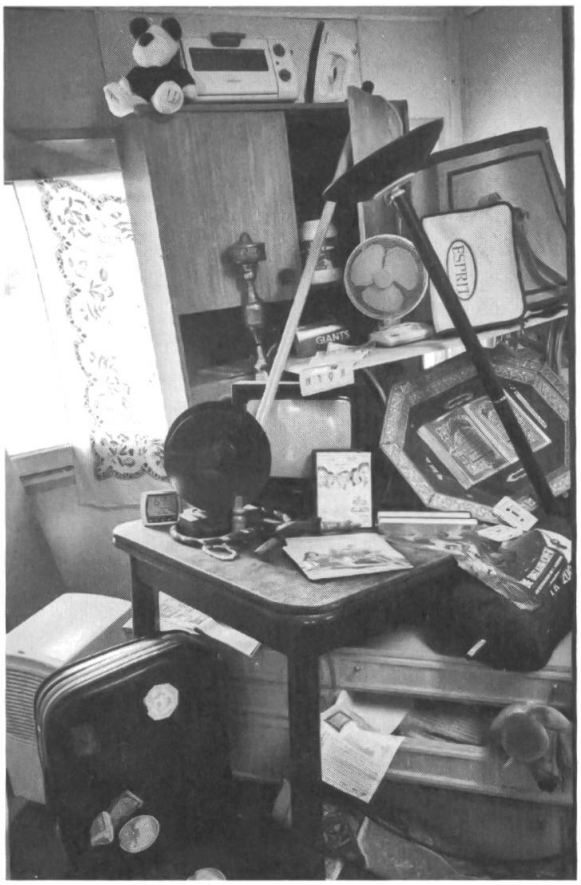

Abb. 3: Ausstellung im Flüchtlingscontainer: Installation aus zurückgelassenen Dingen.

letzten Tür findet sich eine Ausstellung des Fotografen Martin Rosswog zu Flüchtlingsunterkünften in den 1990er-Jahren.

Diese Ausstellungseinheit entstand als Kooperation des LVR-Freilichtmuseums Kommern mit dem LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte,[6] welches den Prozess des Abbaus und der Translozierung des Containers ebenso filmisch dokumentierte wie Erzählungen verschiedener Protagonisten rund um diesen Container: Bewohner, ehrenamtliche Flüchtlingshelfer, Behördenvertreter. Entstanden sind ein dreissigminütiger Dokumentarfilm mit dem Titel «*Muss langsam weg*» – *Von der Flüchtlingsunterkunft zum Museumsobjekt*[7] und fünf Kurzfilme, die als Medienstationen im Container in die Ausstellung integriert sind. Damit schliesst der

6 Die Autoren dieses Beitrags bildeten gleichzeitig das Projektteam dieser Kooperation: Carsten Vorwig leitete als wissenschaftlicher Referent des LVR-Freilichtmuseums Kommern die Translozierung des Containers und konzipierte seine museale Einbindung in die Ausstellungseinheit. Dagmar Hänel vom LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte führte gemeinsam mit ihm Vorrecherchen und Interviews durch und koordinierte die Filmaufnahmen. Regie und abschliessender Filmschnitt erfolgte ebenfalls gemeinsam im Team, das durch die Cutterin Karen Grossmann ergänzt wurde. Für den Schnitt der Kurzfilme übernahmen die Volontärinnen Saskia Schmidt (LVR-FLM Kommern) und Judith Schmidt (LVR-ILR) im Dialog mit der Projektleitung die konzeptionelle Verantwortung.

7 «Muss langsam weg.» Von der Flüchtlingsunterkunft zum Museumsobjekt. Buch und Regie: Dagmar Hänel, Carsten Vorwig. DVD, 30 Min. Titz/Kommern 2014.

Container als Ausstellungseinheit an den narrativen Bogen der Baugruppe *Marktplatz Rheinland* an, beginnt die Geschichte des rheinischen Nachkriegsdorfes doch mit zwei Nissenhütten, in denen nach dem Zweiten Weltkrieg Flüchtlinge aus dem damaligen Osten des Deutschen Reichs untergebracht wurden.

Flüchtlinge, die die Bundesrepublik Deutschland erreichen, werden zunächst in zentralen Sammelunterkünften erfasst. Erst nach einigen Wochen, wenn der Antrag auf Asyl gestellt ist, werden die Flüchtlinge auf die Kommunen verteilt. Während sie auf die Bearbeitung ihres Antrags und damit auf die Entscheidung, ob sie als Flüchtling anerkannt werden oder nicht, warten, leben sie in Übergangsräumen wie Containern, oft für mehrere Jahre. Hier entsteht ein Alltag, der geprägt ist von Fremdheit, von ständigem und unplanbarem Wechsel der Mitbewohner und vor allem vom Warten. Diesen Alltag thematisiert die Gesamtausstellung im Container anhand der konkreten Geschichte dieses Gebäudes und seines letzten Bewohners.[8]

Im Folgenden soll dem Aspekt der Musealisierung eines oft mit negativen Assoziationen belegten Elements aktueller Alltagskultur nachgegangen werden. Musealisierung meint dabei nicht einfach, Dinge ins Museum zu stellen.[9] Mit dem Übergang von einem meist vielschichtigen Alltagskontext mit pluralen Funktionen zu einem Museumsobjekt geht eine grundsätzliche Bedeutungsänderung einher. Aus einem Alltagsobjekt wird ein Museumsobjekt, das seine Funktionalitäten und Bedeutungen verliert, aber weiter als Verweis auf diese genutzt werden kann. Die Zeichenhaftigkeit des Objektes wird erhöht, seine Einbindung in ein Ausstellungsnarrativ fokussiert seine Aussagekraft und Pluralität wiederum auf ganz bestimmte Aspekte seiner Bedeutung. Wenn dieses Objekt gleichzeitig ein konkreter Raum ist, der wiederum vielschichtige Objektensembles enthält, multimedial repräsentiert und multiperspektivisch gedeutet wird, erhält die Auseinandersetzung mit den Aspekten und Konsequenzen seiner Musealisierung besondere Relevanz. Im vorliegenden Beispiel werden die Interdependenzen zwischen einer Praktik wie Flucht/Migration und einem mit dieser Praktik verbundenen Raum (Wohncontainer) aufgezeigt, die im konkreten Prozess der Musealisierung dieses Raumes virulent wurden.

Dabei verstehen wir Flucht als einen vielschichtigen Migrationsprozess, der Alltagsrealitäten von unterschiedlichsten Akteuren verändert und konfiguriert.[10]

8 Vorwig, Carsten: Vom Übergangsheim zum Museumsobjekt. Die Flüchtlingsunterkunft aus Titz-Opherten. In: Mangold, Flüchtlingsunterkunft (Anm. 5), S. 6–15; Hänel, Dagmar; Vorwig, Carsten: 12 Jahre im Container. Die Geschichte von Kawa Abbas. In: Mangold, Flüchtlingsunterkunft (Anm. 5), S. 27–31.

9 Um Begriff und Konzept der Musealisierung gibt es einen umfangreichen Fachdiskurs, der hier nicht ausführlich nachgezeichnet werden soll. Exemplarisch sei auf einige relevante Beiträge verwiesen, so auf die unterschiedlichen Positionen, die 1970 in Band 66 der *Zeitschrift für Volkskunde* zusammengefasst wurden (Martin Scharfe, Ernst Schlee, Hans Ulrich Roller), sowie Sturm, Eva: Konservierte Welt. Museum und Musealisierung. Berlin 1991, und Korff, Gottfried: Die Eigenart der Museumsdinge. Zur Materialität und Medialität des Museums. In: Kirsten Fast (Hg.): Handbuch der Museumspädagogischen Ansätze. Opladen 1995, S. 17–28.

10 Dazu grundlegend unter anderem Hess, Sabine; Moser, Johannes: Jenseits der Integration. Kulturwissenschaftliche Betrachtungen einer Debatte. In: Sabine Hess, Jana Binder (Hg.): No Integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa. Bielefeld 2009, S. 11–25.

Die Notwendigkeit der Unterbringung von Geflüchteten führt zu räumlichen, materiellen und sozialen Konfigurationen und Praktiken, die als kulturelles Handeln in einer spezifischen historischen Situation lesbar sind. Diesen Prozess in seinen jeweiligen Kontexten sichtbar und vermittelbar zu machen, ist Ziel der musealen Repräsentation. Zahlreiche Ausstellungsprojekte in und mit Museen kreisen um das Thema Flucht und Migration, jeweils mit unterschiedlichen Perspektivierungen und Schwerpunkten.[11] Das hier vorgestellte Projekt stellt einen spezifischen Raum ins Zentrum: den Flüchtlingscontainer als materiellen Rahmen der Unterbringung von Geflüchteten, der den räumlichen wie symbolischen Kontext der Narrationen der Protagonisten sowie gleichzeitig den Ort einer musealen Repräsentation darstellt.

Im Folgenden sollen der konkrete Umgang mit dem Container sowie die mit ihm verbundenen Erfahrungen, Erinnerungen und Bewertungen im Mittelpunkt stehen. Das konkrete Beispiel des Projekts erweitern wir um eine historische Perspektive, die Formen und Funktionen von mobilen Unterkünften/Notunterkünften in ihrer historischen Genese kontextualisiert.

Dieses Projekt begann 2012 und war im Sommer 2014 abgeschlossen. Die Forschungs- und Dokumentationsarbeiten liegen vor der sogenannten Flüchtlingskrise in Deutschland, die im Herbst 2015 mit einer humanen und von weiten Teilen der Bevölkerung getragenen Willkommensgeste begann und die bis heute in einem nachhaltigen Krisendiskurs von nationalistischen und antidemokratischen Gruppierungen politisch instrumentalisiert wird. Diese Diskurse werden im Folgenden nicht explizit einbezogen, auch wenn ersichtlich sein sollte, dass gerade angesichts der aktuellen Auseinandersetzung über den Umgang mit Flüchtlingen eine museale Repräsentation, die das Alltagsleben von Flüchtlingen und ihre subjektiven Perspektiven ins Zentrum stellt, auch als politisches Statement zu verstehen ist.

Von der Nissenhütte zum Flüchtlingscontainer – ein sachkultureller Blick auf Notunterkünfte in der Geschichte des 20. Jahrhunderts

Die Gründe für das Aufstellen von Containern als provisorischen Bauten mit temporärer Nutzung sind vielfältig. Um- oder Neubauten verlangen das Auslagern von Büroräumen; Kriege oder Naturkatastrophen haben Verwundungen und Obdachlosigkeit zur Folge, die Unterbringungsmöglichkeiten erfordern. Fertigteilbauten sind hier oft schnelle und preiswerte Lösungen für Notsituationen.

Das Nutzen von Fertigteilbauten als Provisorien lässt sich bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgen. Treibende Kraft war das Militär als ausführendes Organ des nationalen Imperialismus vieler Staaten. Entwickelt wurde der Fertigbau in dieser Zeit vornehmlich für Soldatenunterkünfte zum Zweck grösstmöglicher mili-

11 Exemplarisch sei auf die zahlreichen Projekte von DOMiD – Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e. V. (Köln) sowie die Ausstellung *Migration. (Aus-)Wanderung, Flucht und Vertreibung in Geschichte und Gegenwart* des Dresdner Verkehrsmuseums 2016 hingewiesen.

tärischer Mobilität. Grundlegend war dabei eine Normierung des Bauwesens, der Materialien und der Herstellungsprozesse.[12]

Um 1900 beteiligte sich das Deutsche Kaiserreich an der Niederschlagung des sogenannten Boxeraufstandes in China. Eine Baracke mit Stahlblechaussenhaut diente dabei als Stabsgebäude für das dort eingesetzte kaiserliche Militär.[13]

Die 1892 gegründete Firma Gebr. Achenbach GmbH stellte zu Beginn des 20. Jahrhunderts Wellblechgebäude unterschiedlicher Grösse her. Neben Gartenlauben, Wellblechgaragen, Fahrradständern und Flugzeughallen wurden auch Ferienhäuser und Jägerhütten gebaut. Im Inneren mit Holz verkleidete Gebäude aus Wellblech wurden unter anderem als Waschbaracken nach Deutsch-Südwestafrika geliefert.

Bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden Baracken auch in der staatlichen Fürsorge eingesetzt. Mit der bismarckschen Sozialgesetzgebung wurden im städtischen Umfeld Obdachlosenhäuser, Arbeitshäuser für die Unterbringung «arbeitsscheuer, trunksüchtiger und liederlicher Armer beiderlei Geschlechts»[14] oder auch Wärmehallen,[15] in denen sich Obdachlose im Winter für einige Stunden aufwärmen und Kaffee oder Tee trinken konnten, gebaut.

Wiederum das Militär veranlasste während des Ersten Weltkriegs die Entwicklung einer weiteren Blechkiste. In Form einer halben Blechröhre konstruierte der kanadische Ingenieur Peter Norman Nissen 1916 für das britische Empire die nach ihm benannte Soldatenunterkunft. Aus einzelnen Wellblechplatten hergestellt können Nissenhütten dem Frontverlauf folgend schnell auf- und abgebaut werden.[16]

Nach dem Zweiten Weltkrieg musterte das britische Militär unzählige Blechhütten aus und stellte sie in ihrer Besatzungszone den deutschen Kommunen als Notunterkünfte zur Verfügung. Zwei originale Nissenhütten sind im LVR-Freilichtmuseum Kommern am *Marktplatz Rheinland* wiederaufgebaut und zeigen das Wohnen in der Not der Nachkriegszeit.

In den Notbaracken der Nachkriegszeit, den «Nissenhütten» oder anderen Behelfsheimen, haben nach 1945 viele Vertriebene, Flüchtlinge und Ausgebombte wohnen müssen. Zwölf bis fünfzehn Millionen Menschen kamen als Folge der Kriegshandlungen und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft aus den

12 Spohn, Thomas: Gebäude für die Translozierung ab Fabrik – der Fertigbau im 20. Jahrhundert. In: Fred Kaspar (Bearb.): Bauten in Bewegung. Von der Wiederverwendung alter Hausgerüste, vom Verschieben und vom Handel mit gebrauchten Häusern, von geraubten Spolien, Kopien und wiederverwendeten Bauteilen (Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, 47). Mainz 2007, S. 155–169.

13 Bock, Thomas: Von Form Follows Function zu Form Follows Fertigungstechnologie, München 2003, S. 6, siehe www.bri.ar.tum.de/lehre/5_sem/World/5_V1.pdf (April 2016).

14 Dossmann, Axel; Wenzel, Jan; Wenzel, Kai: Architektur auf Zeit. Baracken, Pavillons, Container (metroZones, 7). Berlin 2006, S. 85.

15 Vgl. Kracauer, Siegfried: Wärmehallen. In: Frankfurter Zeitung, Nr. 46, 18. 1. 1931; Mülder-Bach, Inka: In Wärmehallen, Arbeitsämtern, Waisenhäusern. In: Einsichten. Das Forschungsmagazin (2012/1), S. 3–5; Dossmann/Wenzel/Wenzel, Architektur (Anm. 14), S. 87. Zu Wärmehallen in der Weimarer Republik siehe Mommsen, Hans: Aufstieg und Untergang der Republik von Weimar. 1918–1933. Berlin 1998, S. 444.

16 Memorandum containing information concerning: Nissen Huts. Including Erection Instructions, specifications & weights, drawings, illustrations. Issued by Nissen Buildings LTD. Rye House, Hoddeson, Herts. September 1939.

Abb. 4: Nissenhütten, im LVR-Freilichtmuseum Kommern.

ehemals deutschen Gebieten in Ost- und Mitteleuropa nach Westdeutschland. Zahlreiche Menschen flohen aus den zerstörten Städten in den ländlichen Raum. Diese mussten untergebracht und versorgt werden – wegen der grossen Zahl von Flüchtlingen und der zerstörten Infrastruktur handelte es sich um eine immense Herausforderung für die Behörden. Die Alliierten setzten einerseits Zwangseinquartierungen durch, nutzten andererseits militärische Einrichtungen ebenso wie Konzentrationslager zur Unterbringung.[17] Die Neuankömmlinge waren traumatisiert von Gewalterfahrung und Heimatverlust, ihre Aufgabe war es, sich in eine «neue Heimat» zu integrieren.[18] Die erste neue Heimat war oftmals ein Wohnen im Übergang in einer Behelfsunterkunft.

Ist die Situation heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, ähnlich? Vertriebene, Flüchtlinge und Ausgebombte kommen auch heute zu uns. Diesmal aber kommen sie aus anderen Ländern, in denen Krieg oder Bürgerkrieg herrscht, wo Minderheiten verfolgt und bedroht werden oder wo Menschen verhungern. Als Flüchtlinge kommen diese dann nach Europa und nach Deutschland. Anfang der 1990er-Jahre

17 Vgl. Artikel Flüchtlingssiedlungen im Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, https://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/begriffe/fluechtlingssiedlungen.

18 Auch in dieser Zeit machten Geflüchtete oftmals Erfahrungen mit Ausgrenzung und Ablehnung, der Prozess der Beheimatung der neuen Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland war keinesfalls konfliktfrei oder einfach. Vgl. dazu unter anderem Fendl, Elisabeth: Heimat rekonstruieren, verwalten, verzetteln. Zur Materialisierung von Verlorenem. In: Uta Bretschneider, Sönke Friedreich, Ira Spieker (Hg.): Verordnete Nachbarschaften. Transformationsprozesse im Grenzraum Deutschland – Polen – Tschechien seit dem Zweiten Weltkrieg. Dresden 2016, S. 83–98; Fendl, Elisabeth: Zur Ikonographie des Heimwehs. Erinnerungskultur bei Heimatvertriebenen. Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde, 4.–6. 7. 2001. Freiburg 2002 (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, 6).

sorgten beispielsweise die Kriege im ehemaligen Jugoslawien dafür, dass viele Menschen in Deutschland Schutz suchten. In kurzer Zeit mussten möglichst viele Unterbringungsmöglichkeiten geschaffen werden. In Deutschland sahen zahlreiche Städte und Gemeinden in dem Aufstellen von Wohncontainern die einzige Möglichkeit, diese Aufgabe zu erfüllen. Ganze Containeranlagen entstanden in dieser Zeit und prägten die Orts- und Stadtränder.

Container – mobile Aufbewahrungsräume

Container sind Behälter,[19] sie beinhalten Dinge. Die Bestimmung eines Containers ist mehrheitlich der Transport. Temporär nimmt er eine Ware auf, damit sie schnell und günstig von einem Ort zum anderen transportiert werden kann.

Als Fertigteilbau können Container in Massen hergestellt werden. Sie sind genormt und können so auf Schiffen und Lastkraftwagen, bei Bedarf aufeinandergestapelt, transportiert oder gelagert werden.

Bis zum massenhaften internationalen Einsatz des genormten Zwanzig-Fuss-Containers war die Versendung einer Fracht überwiegend nicht an bestimmte Formen gebunden. Die Waren wurden in Körbe, Fässer und Säcke gepackt, in verschieden grossen Paketen oder Bündeln auf Paletten gestapelt oder einzeln verfrachtet. Jede Lastwagen-, Schiffs- oder Bahnladung wurde individuell mit den jeweils stark voneinander abweichenden Verpackungseinheiten zusammengestellt. Der gesamte Ladevorgang war äusserst zeitaufwendig und erforderte viel Erfahrung, Muskelkraft sowie einiges Geschick, damit eine gleichmässige Lastverteilung gewährleistet war.

In der Schifffahrt ist der Beruf der «Schauerleute», die meist als Tagelöhner Schiffe beluden, daher seit der Einführung der Seecontainer überflüssig geworden. Im Bahnverkehr ist die früher als Teil des Verkehrs im Güterbahnhof geläufige «Stückgutverladung» verschwunden. Besonders das aufwendige Umladen des Stückgutes, häufig noch verbunden mit einer Zwischenlagerung der Waren in Güterhallen, ist mit der Einführung des Containers hinfällig geworden. Der Container kann ohne Zwischenschritte von der Bahn direkt auf den Lkw oder auf das Schiff geladen werden. Durch den deutschen Wirtschaftsboom in den 1950er-Jahren erlebte die Baubranche eine Hochkonjunktur. Die dringendsten baulichen Probleme der Nachkriegszeit waren zwar gegen Ende des Jahrzehnts beseitigt, dennoch gab es eine grosse Nachfrage nach Bauleistungen weit über die vorhandenen Kapazitäten hinaus.[20] Zur gleichen Zeit setzte sich auch die neue Bauform des Containers als Transporteinheit durch. Die Idee hierfür entstand bereits in den 1930er-Jahren: Die US Army nutzte Vorformen des Containers zur Verschiebung militärischen Materials. Die heute verwendeten Standardmasse von 2,44 × 2,59 × 6,19 m (bekannt

19 Köstlin, Konrad: Das Mass aller Dinge. Eine Universalgeschichte des Behälters. In: Du. Zeitschrift für Kultur 733 (Februar 2003): Themenheft «Container. Das Prinzip Globalisierung», S. 42–49.

20 Simon, Katja: Fertighausarchitektur in Deutschland seit 1945. Oberhausen 2005, S. 74.

als Zwanzig-Fuss-Container) wurden 1956 in den USA eingeführt, zunächst ausschliesslich für Transporte auf dem Landweg.[21]

Der amerikanische Spediteur Malcom McLean setzte ab Mitte der 1950er-Jahre erstmals auf normierte Systeme: Die Ladung seines Lkws sollte komplett mit den Aufbauten auf das Schiff verladen werden, um es im Zielhafen mit einem baugleichen Lkw aufnehmen und weitertransportieren zu können. 1964 wurden normierte Masse bei Containern als internationaler Standard eingeführt.[22]

Seit der Mitte der 1960er-Jahre wird der Container auf den Atlantikrouten eingesetzt. Zu Beginn der 1970er-Jahre wurden die Pazifikrouten containerisiert; Mitte der 1970er-Jahre folgten Nordafrika und der Mittlere Osten und zu Beginn der 1980er-Jahre Südamerika. Anfang der 1990er-Jahre waren bereits fünfzehn Millionen Container im Umlauf. Die «Containerisierung» des Transportverkehrs spiegelt eine insgesamt starke Tendenz zur Mobilisierung des täglichen Lebens in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Einige Container werden aber auch zumindest für eine gewisse Zeit sesshaft. Sie dienen als Büroräume, Klassenzimmer, Krankenhäuser oder Unterkünfte. Gemeinsam aber ist allen, dass sie aus einer Notsituation heraus aufgestellt wurden. Dabei wird «Unterbringung» in erster Linie funktional interpretiert, soziale, emotionale und ästhetische Kategorien in der Raumnutzung sind sekundär.

Von der Flüchtlingsunterkunft zum Ausstellungsobjekt

Seit 1992 standen sie in der Gemeinde Titz: im Ortskern neben dem Pfarrhaus, in einem Ortsteil am Sportplatz und in einem anderen hinter dem Feuerwehrhaus. Gelebt haben in ihnen viele unterschiedliche Menschen: Männer, Frauen und Kinder aus dem Kosovo und aus Bosnien, aus Nigeria und Togo, aus Syrien und dem Irak. Alle waren sie aus ihren Heimatländern vor Kriegen, Hunger, Gewalt und Perspektivlosigkeit geflüchtet, alle landeten irgendwann in einer der Containeranlagen im ländlichen Raum der Jülicher Börde. 2012 entschied der Gemeinderat, die Container abzubauen. Dank Drittstaatenregelung und veränderten Gesetzen zum Umgang mit Asyl in Deutschland wurde die Zahl der Menschen, die als Flüchtlinge über die deutsche Grenze kamen und Asyl beantragten, deutlich reduziert.[23] Die Gemeinde Titz plante gemeinsam mit der Nachbargemeinde andere Unterbringungsmöglichkeiten für Flüchtlinge, die alten Container waren überflüssig

21 Aneignung. Der Container als Schutz vor Heckenschützen und als Kleiderladen. Bilder von Danilo Krstanovic und Daniel Schwartz. in: Du. Zeitschrift für Kultur 733 (Februar 2003): Themenheft «Container. Das Prinzip Globalisierung», S. 38–41.

22 Dossmann/Wenzel/Wenzel, Architektur (Anm. 14), S. 33.

23 Nach der bisher höchsten Zahl von Anträgen auf Asyl von 438 191 im Jahr 1992 sanken die Zahlen relativ kontinuierlich auf 19 164 (2007), steigen dann langsam, bleiben aber unter der Marke von 50 000. Zahlen aus: Das Bundesamt in Zahlen 2012. Hg. vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, Berlin 2013, hier S. 11, www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/Broschueren/bundesamt-in-zahlen-2012.pdf; jsessionid=C365A53DDB5C10C0109698CCDEE74671.2_cid286?_blob=publicationFile (1. 6. 2017).

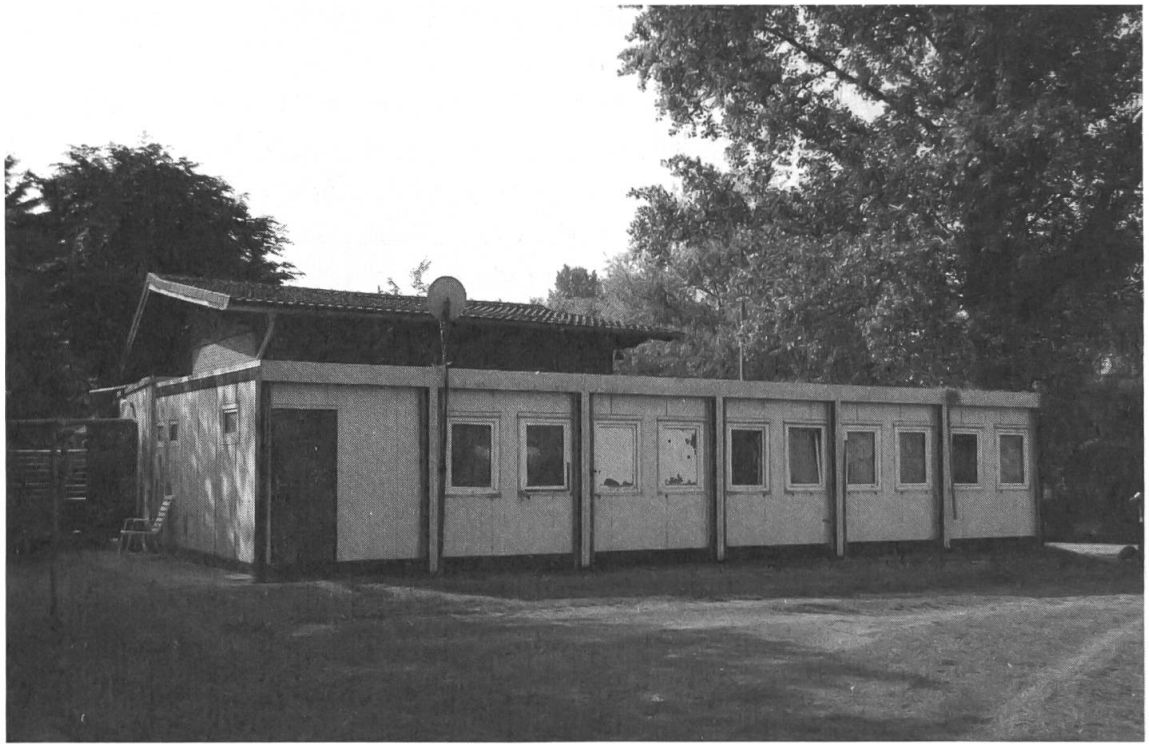

Abb. 5: Übergangswohnanlage in Titz-Opherten, 2012.

geworden. Dass sie zudem auch ganz offensichtliche Mängel und Zeichen des Verwohntseins aufwiesen, fasste der Leiter der Titzer Sozialbehörde im Interview mit «Muss langsam weg» zusammen. Statt von einer Entsorgungsfirma wurde eine der Titzer Containeranlagen vom LVR-Freilichtmuseum Kommern übernommen. Die Anlage aus fünf zusammengeschraubten Wohneinheiten, einem Sanitärcontainer und einem verbindenden Flurtrakt wurde im Frühjahr 2013 transloziert, also im Originalzustand und als bauliches Gesamtwerk vom Standort in Titz ins Museum versetzt.

Fast zwei Jahre dauerten die Vorbereitungen hierzu, zu denen nicht nur Bauakten erforscht wurden, um Material und Architektur einzuordnen, sondern auch eine kamerabegleitete ethnografische Studie zum Alltag der Bewohnerinnen und Bewohner durchgeführt wurde.

Filmkonzeption und Methode

Film als Medium der Dokumentation und der Feldforschung hat im Fach Volkskunde/Kulturanthropologie eine lange Tradition.[24] Das LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte arbeitet seit den 1960er-Jahren mit diesem Me-

24 Vgl. Leimgruber, Walter: Ethnographischer Film. (Un-)geliebtes Stiefkind der Kulturwissenschaften. In: Lisa Röösli, Marius Risi (Hg.): Lebensbilder – Bilderwandel. Zwei ethnographische Filmprojekte im Alpenraum. Münster etc. 2010, S. 9–24; Dehnert, Walter: Fest und Brauch im Film. Der volkskundliche Film als wissenschaftliches Dokumentationsmittel. Eine Analyse, Teil 1. Marburg 1994; Hänel, Dagmar:

Abb. 6: Translokation der Container, 2013.

dium, fast 300 Filme sind entstanden und zeigen Facetten der Alltagskultur im Rheinland.[25]

Die neuere kulturanthropologische Filmarbeit im LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte steht in der Tradition der «Münsteraner Schule».[26] Diese Perspektive nutzt die Filmkamera als Dokumentations- und Forschungselement. Über teilnehmende Beobachtung entstehen Filmdokumente, die den Alltag der Akteure und deren subjektive Deutungen ins Zentrum stellen. Es gibt kein Drehbuch, das Handlungen und Geschichten vorgibt. Die Akteur*innen sind als Experten ihres Alltags gefragt. Feldforschung wird als «Vorgang einer zwischenmenschlichen und wechselseitigen Kommunikation [verstanden], das Forschungsfeld [...] als Lernfeld, welches durch intensive Interaktion zwischen Forschendem und zu Erforschendem gekennzeichnet ist».[27] Die entstehenden Filme zeigen dementsprechend die Perspektiven der Akteur*innen, sie wollen nicht belehren oder vorgeblich «objektive» Wahrheiten zeigen. Der weitgehende Verzicht auf eine Kommentie-

Ist das Methode? Volkskundlicher Film und Feldforschung. In: Alltag – Kultur – Wissenschaft. Beiträge zur Europäischen Ethnologie 2017 (im Druck).

25 Vgl. Hänel, Methode (Anm. 24), und www.rheinische-landeskunde.lvr.de/volkskunde/filme/katalog (20. 6. 2017).

26 Vgl. Simon, Michael; Weiss, Gisela: Von Fingern, Spitzen und Gefühl. Skizze eines Filmprojektes. In: Walther Dehnert (Hg.): Zoom und Totale. Aspekte eigener und fremder Kultur im Film. Marburg 1999, S. 133–155.

27 Brednich, Rolf-Wilhelm: Quellen und Methoden. In: ders. (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3., überarb. und erw. Auflage. Berlin 2001, S. 77–100, hier S. 79 f.

rung zeichnet diese Filme aus, zu Wort kommen vor allem die beteiligten Personen selbst.[28] Im Vorfeld der Filmarbeiten wurde Kontakt zu mehreren aktuellen und ehemaligen Bewohnerinnen und Bewohnern der Flüchtlingscontainer in Titz und in Opherten aufgenommen. In zum Teil ausführlichen Gesprächen berichteten sie über ihre Lebens- und Fluchtgeschichten. Allerdings war keiner von ihnen bereit, vor die Kamera zu treten. Zu gross war die Furcht, erkannt zu werden, und die Angst vor eventuellen negativen Auswirkungen auf ihre laufenden Asylverfahren. Selbstverständlich wurde daher auf jede Art der technischen Aufzeichnung der Gespräche verzichtet, wobei diese Bereitschaft von den Gesprächspartnern als wichtiges Signal in einem kommunikativen Aushandlungsprozess wahrgenommen wurde – schliesslich erzählten uns fast alle ausführlich ihre Geschichte. Bei der Reflexion und Diskussion dieser Erfahrung im Projektteam wurde klar, dass wir von unseren Gesprächspartnerinnen und -partnern als Vertreter einer staatlichen Institution wahrgenommen und teilweise negativen Vorerfahrungen mit Behörden- wie Medienvertretern assoziiert wurden.[29] Es ist uns in den Gesprächen nicht gelungen, Motivation und Zielsetzung des Films so zu vermitteln, dass unsere Gesprächspartner sich damit als Forschungspartner identifizieren konnten.

Die durchgeführten Gespräche waren trotzdem die wohl wichtigste Grundlage der weiteren Arbeit. Sie boten vielfältige Einblicke in den Alltag der Geflüchteten, ihre Einschätzungen und Probleme. Nur bei einem der Gesprächspartner, Kawa Abbas, dem letzten Bewohner des Containers, gelang es am Ende doch noch, ihn von dem Projekt zu überzeugen. Die gelungene Einbindung ist auf mehrere Faktoren zurückzuführen: auch Personen aus seinem persönlichen Beziehungsnetzwerk waren an den Filmarbeiten beteiligt. Das waren zum einen seine deutschen Nachbarn, mit denen er regelmässigen positiven Kontakt hat, zum anderen Frau Porz, die sich als Flüchtlingshelferin engagiert, wobei sich zu Herrn Abbas eine persönliche Freundschaft entwickelt hat. Zudem wohnte Kawa Abbas während der Zeit der Vorbereitung der Translozierung im Container, es kam immer wieder zu Begegnungen und Gesprächen mit den Autoren, sodass sich eine Beziehung entwickeln konnte. Kawa Abbas erzählt nicht nur seine Geschichte und von seiner Beziehung zum Container, er war auch bereit, seine komplette Einrichtung für die museale Nutzung zur Verfügung zu stellen. Nur wenige persönliche Gegenstände hat er behalten. Die weiteren kamerabegleiteten Interviews fanden im Sommer 2012 statt. Diese Gespräche wurden in der Filmerzählung mit der filmischen Dokumentation des Abbaus des Containers im Februar/März 2013 kombiniert.

Der Film stellt den Container ins Zentrum der Narration. Menschen schildern ihren Alltag mit dem Container, nicht nur Bewohner, sondern auch Nachbarn, Behördenmitarbeiter und lokale Politiker. Mit allen Gesprächspartnerinnen und

28 Hänel, Methode (Anm. 24).

29 Diese Wahrnehmung der Gesprächspartner*innen ist zum einen aus dem beruflichen Kontext der Autoren abgeleitet, ist doch der Landschaftsverband Rheinland tatsächlich eine Behörde, zum anderen waren bereits vorhandene Kontakte zur Stadtverwaltung und zum Bürgermeister offenkundig. Die zur Herstellung eines tieferen Vertrauensverhältnisses notwendige Intensivierung der Feldforschung war im Projektablauf nicht mehr realisierbar.

Gesprächspartnern haben wir den Container besucht, ein grosser Teil der Interviews fand in oder am Container statt. Damit ist dieser spezielle Raum in den Erzählungen präsent, der Ort in seiner Materialität und räumlichen Wirkung dient als Erzähl(an)reiz. Die gemeinsamen Besuche des Containers prägten die Rolle der Gesprächspartner*innen im Interview. Jede und jeder wurde zum Führenden durch und um diesen Raum, die Interviewpartner*innen hatten und nutzten die Gelegenheit, ihre spezifische Perspektive auf den Container darzustellen, das zu zeigen, was ihnen wichtig war. Alle interagierten mit dem Ort und in diesem Raum, bestimmte Praktiken zeigten Haltungen und Bewertungen zu dem realen Container ebenso wie zu den im Container symbolisch repräsentierten Themen und Fragen.

Containeralltag(e)

Allen Kommunen und Gemeinden in Deutschland werden nach einem bestimmten Verteilungsschlüssel Flüchtlinge zur Unterbringung und Versorgung zugewiesen. Die Organisation obliegt zentral dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF). Der damalige Beigeordnete der Gemeinde Titz, Christian Canzler, erläutert die Vorgehensweise: «Dann bekommen wir einen Anruf, wie viele Flüchtlinge kommen, und die stehen dann am nächsten Morgen hier vor der Tür.»[30] Die Gemeinde Titz in der Jülicher Börde nutzte wie viele andere Kommunen alte Schulen und angemietete Privatwohnungen als Unterkünfte für Flüchtlinge. In den 1970er- und 1980er-Jahren reichten diese Kapazitäten aus. Von der Situation ab 1992 im Jugoslawienkrieg wurden auch die zuständigen Behörden in gewisser Weise überrollt – der stattfindende Völkermord, die Massenvertreibungen und der Terror gegen die Zivilbevölkerung galten in Europa als «unvorstellbar». Für die Gemeinde Titz bedeutete dies, dass innerhalb von kürzester Zeit bis zu 200 Flüchtlinge untergebracht werden mussten. Die Verwaltung und die politischen Entscheidungsgremien beschlossen, Containeranlagen aufzustellen. Alle drei wurden Anfang 1992 fertiggestellt.

Herr Canzler erinnert sich, dass die Verantwortlichen in Titz schnell entschieden, die Flüchtlinge nach vorgegebenen Kriterien auf die unterschiedlichen Unterbringungen zu verteilen. «Es kamen ja Männer und Frauen, jeweils alleine oder als Paar oder auch Familien mit Kindern. Da gab es immer wieder Konflikte zwischen den unterschiedlichen Gruppen.» Daher entschied die Verwaltung in Titz, alleinstehende Frauen und Familien mit Kindern nur noch in der Alten Schule und in angemieteten Privatwohnungen unterzubringen. In der Containeranlage in Titz-Opherten wurden bis zum Ende der Belegung ausschliesslich alleinstehende Männer untergebracht.

Schon kurz nach dem Aufstellen der Containeranlage waren die Räume voll belegt. Herr Schumacher beschreibt die Situation in der Anfangsphase: «In jedem Raum war ja Platz für vier Personen. Die Einrichtung bestand ursprünglich aus

30 Interview Christian Canzler, 2012.

zwei Etagenbetten, einem Tisch mit vier Stühlen sowie zwei Doppelspinden für die Kleidung und die persönlichen Dinge, einer Kochzeile mit zwei Herdplatten, einem Kühlschrank und einer Spüle. Geheizt wurden die Räume mit Elektroheizung.» Frau Hermanns erinnert sich an weitere Ausstattung: «Wenn die hier ankamen, bekam jeder eine Grundausstattung: Bettwäsche, also für Bettdecke und Kopfkissen, dazu zwei Handtücher, Waschlappen und zwei Küchentücher, ein grosser und ein kleiner Topf, eine Pfanne, Besteck, grosser und kleiner Teller, eine Tasse und ein Glas. [...] Kleidung kam vom Roten Kreuz.»

Die Gemeinden haben keinen Einfluss auf die Zuteilung der Flüchtlinge. Daher wurden in Titz (wie überall) oft Menschen unterschiedlicher Nationalitäten in einem Container beherbergt. Unterschiedliche Sprachen und Kulturen sorgten ebenso für Konflikte wie Auseinandersetzungen, wenn Menschen in einem Raum zusammenwohnen mussten, deren Herkunftsländer Krieg miteinander führten. Allen Gesprächspartner*innen war bewusst, dass die Unterbringung von vier Erwachsenen auf engstem Raum ohne Rückzugsmöglichkeiten, ohne Privatsphäre, institutionell kontrolliert und eingeschränkt, geradezu zwangsläufig zu Konflikten führt. Nachbarn der Flüchtlinge und Mitarbeitende der betreuenden Behörde erzählen aber ebenso Geschichten von respektvollem Umgang und für sie überraschenden Freundschaften.[31]

Alle deutschen Interviewpartner*innen, von Behördenvertretern über die Nachbarn bis zum Architekten des Museums, der den Abbau begleitete, kommen zum Ergebnis, dass der Container als Ort der Unterbringung von Flüchtlingen nicht (mehr) tauglich ist. Genannt werden ästhetische, funktionale, soziale und emotionale Mängel ebenso wie strukturelle Probleme: «Ist halt in die Jahre gekommen», «Heute würden wir das ja anders bauen», «Zu viert in diesem Zimmer, das ist ja eigentlich klar, dass das nicht geht», «Ich wollte hier immer ganz schnell wieder weg», «Das ist wie ein Ziegenstall». Die Gesprächspartner positionieren sich explizit mit Äusserungen wie: «Menschenwürdige Unterbringung geht anders» oder dem titelgebenden «Die Anlage muss langsam weg», die implizit in Körpersprache und Mimik authentisch bestärkt werden.[32]

So evozieren die Aussagen der Protagonist*innen ein Unwohlsein angesichts der Situation im Container, ein Gefühl, dass dieser Umgang mit Geflüchteten nicht der eigenen Werthaltung entspricht. Authentisch war auch die Erleichterung gerade der Behördenverantwortlichen, dass diese Unterbringungssituation als Provisorium in einer akuten Krise nun (nach zwanzig Jahren) beendet und eine angemessenere Unterkunft für Geflüchtete geboten werden konnte. Dieses Ergebnis macht die Entwicklungen nach Abschluss der Dreharbeiten besonders eindrücklich. Im Frühjahr 2014 begannen die Flüchtlingszahlen wieder deutlich anzusteigen, die Zuteilungen an die Kommunen erhöhten sich und auch die Ge-

31 Mehrere Gesprächspartner erzählten übereinstimmend die Geschichte von drei afrikanischen Flüchtlingen, die aus verfeindeten Ländern flohen. Sie mussten im Übergangswohnheim in Titz-Opherten in einem Raum gemeinsam wohnen: Die drei freundeten sich an und blieben auch nach der Anerkennung ihres Asylantrags in Kontakt.

32 Zitate aus verschiedenen Interviews, Titz 2012/13.

meinde Titz stand wieder vor dem Problem der Unterbringung. «Gut, dass Sie die Anlage schon abgeholt haben. Heute könnten wir die nicht mehr dem Museum zur Verfügung stellen, weil wir sie wieder belegen müssten», so der Bürgermeister in einem Gespräch und in seiner Rede zur Eröffnung des Containers im Museum. Diese Entwicklung wird in einer Texttafel auf den Schlussbildern des Films formuliert: Während der abgebaute Container auf einem Tieflader abtransportiert wird, bricht das Element der Texttafel formal die visuelle Filmerzählung, ihr Inhalt emotional die Erleichterung der Zuschauenden über das Ende der Containerunterbringung in der Gemeinde Titz. Damit ruft der Film wiederum nach einer Positionierung der Zuschauenden zu den Grundfragen der Flüchtlingsthematik, deren Realitäten den Alltag determinieren.

Der Container im Museum: Objekt, Raum und mediale Repräsentanz

Im LVR-Freilichtmuseum Kommern wurde der Container in die Baugruppe *Marktplatz Rheinland* integriert. Als Museumsobjekt stellt er ein bauliches Zeichen des Alltags der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts dar. Wie in seiner realen Nutzung ist der Flüchtlingscontainer auch im Museum am Rand der hier inszenierten Siedlung platziert. Während Gasthaus und Wohnbebauung, in Zukunft auch eine Kirche und Geschäftsgebäude, rund um den Marktplatz angeordnet sind, steht der Container ein bisschen versteckt abseits der Strasse. Die räumliche Positionierung des Gebäudes lässt sich als Ausdruck des Umgangs mit seinen Bewohnern, aber auch mit der Thematik ihrer Geschichte interpretieren.

Als museale Inszenierung ist der Flüchtlingscontainer ein Objekt, das für einen Wandel der Ausstellungskonzeption steht. Gerade Freilichtmuseen wurden lange mit einem Ansatz der Dokumentation von Objekten aus meist ferneren Vergangenheiten assoziiert. Mit originalen Bauern- und Handwerkerhäusern aus dem 15.–19. Jahrhundert verbindet so mancher Museumsbesucher nostalgische Rückblicke in eine «gute alte Zeit», der wissenschaftlich-museale Ansatz forscht nach materiellen Zeugnissen von Alltagen, in der Anfangsphase volkskundlicher Freilichtmuseen stand häufig auch die Idee des Sammelns und Bewahrens vergehender (Volks-)Kultur im Zentrum.[33] Inzwischen weckt das 20. Jahrhundert immer stärker das Interesse volkskundlicher Freilichtmuseen. Die jüngere und jüngste Vergangenheit spielt eine immer grössere Rolle in der Erinnerungskultur, museale Darstellungen können so an individuelle Erinnerungen ihrer aktuellen Besucher*innen anknüpfen. Vor allem das Bewusstsein um plurale und heterogene Kontexte, die sich im historischen Rückblick nicht ausschliesslich aus materiellen

33 Allgemein zur Fachgeschichte unter anderem Sievers, Kai Detlev: Volkskundliche Fragestellungen im 19. Jahrhundert. In: Brednich, Grundriss (Anm. 27), S. 31–51, und Jeggle, Utz: Volkskunde im 20. Jahrhundert. In: Brednich, Grundriss (Anm. 27), S. 53–75, sowie spezieller zur Fachgeschichte der Museen Edenheim, Ralph: The Idea for Skansen. In: Skansen. Traditional Swedish Style. Stockholm 1995, S. 8–13; Carstensen, Jan; Frost, Katarina (Hg.): Creating Museums – Museen erschaffen. 50 Years Association of European Open-Air Museums. Münster 2016.

und schriftlichen Quellen erschliessen lassen, machen die Arbeit mit Zeitzeugen und subjektiver Erinnerung wissenschaftlich wertvoll. So widmet sich auch das LVR-Freilichtmuseum Kommern seit einigen Jahren verstärkt der jüngsten Vergangenheit. Mit einer neuen Baugruppe soll diese Epoche dokumentiert und den Museumsbesuchern das Leben im Rheinland der zeitgeschichtlichen Vergangenheit, aber auch der geschichtlichen Gegenwart[34] vermittelt werden.

Die neue Baugruppe *Marktplatz Rheinland* ist der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewidmet. Die Urbanisierung des ländlichen Raumes steht hierbei im Vordergrund, verbunden mit der Auflösung der traditionellen ländlichen Ortsbilder.

In den 1960er- und 1970er-Jahren vollzieht sich in den Kleinstädten und vielen Dörfern ein tief greifender Wandel im Siedlungsbild. An der Peripherie ausserhalb der historischen Ortskerne entstehen neue Wohngebiete. Es sind die Folgen des Zweiten Weltkriegs, vor allem die Folgen von Flucht und Vertreibung: Für zwölf bis fünfzehn Millionen Flüchtlinge und Vertriebene musste in kürzester Zeit in einem vom Krieg zerstörten Land neuer Wohnraum geschaffen werden.

Diese Veränderung spiegelt sich im *Marktplatz Rheinland*: Der «historische Ortskern» wird geprägt sein von Bauten der unterschiedlichsten Jahrhunderte. Neben giebelständigen Fachwerkbauten des 16. und 17. Jahrhunderts stehen traufenständige Bauten des 18. und 19. sowie Massivbauten des 20. Jahrhunderts. Gerade diese gewachsene, heterogene Struktur als charakteristisches Element im Siedlungsbild soll auch in der musealen Baugruppe zum Ausdruck kommen. Anhand der Originalzeugnisse von Gebäuden und Einrichtungen sollen so die Alltags- und Lebenswelten im Rheinland seit der Nachkriegszeit veranschaulicht und vermittelt werden. Zum Narrativ dieser Ausstellungseinheit gehört auch die Erzählung, dass Flucht und Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg massgeblich zu dem Bild des veränderten ländlichen Raumes beigetragen haben.

Dazu gehören auch Flüchtlingsunterkünfte, die zwar als mobile Unterkünfte nur einen zeitlich befristeten Charakter haben sollten, aber trotzdem ein prägendes Element im Stadtbild waren und sind, die städtische oder dörfliche Alltagskultur prägten und individueller Erfahrungs- und Erinnerungsort wurden.

So betritt der Besucher das inszenierte Dorf über eine Strasse, an deren Anfang zwei Nissenhütten stehen: sie repräsentieren den Neubeginn nach dem Zweiten Weltkrieg, die von Not und Krise geprägten prekären Lebensrealitäten von Geflüchteten dieser Zeit. Die zweite Flüchtlingsunterkunft, der Container aus Titz, bildet das Ende der Dorfstrasse, sodass der Weg über den *Marktplatz Rheinland* auch eine historische Reise ist, die um 1945 mit den Folgen des Zweiten Weltkriegs beginnt und am Ende des Jahrhunderts Folgen der letzten Kriege aufzeigt. Der *Marktplatz Rheinland* ist als ein narrativer Raum zu verstehen, der anhand von sich wandelnder Dorfarchitektur eine Alltagsgeschichte des 20. Jahrhunderts erzählt.

34 Siehe dazu Vorwig, Carsten: Bungalow und Wohncontainer. Neues Bauen im LVR-Freilichtmuseum Kommern am Rande der Gegenwart. In: Sophie Elpers, Anna Palm (Hg.): Die Musealisierung der Gegenwart. Von Grenzen und Chancen des Sammelns in kulturhistorischen Museen (Edition Museum, 3). Bielefeld 2014, S. 123–146.

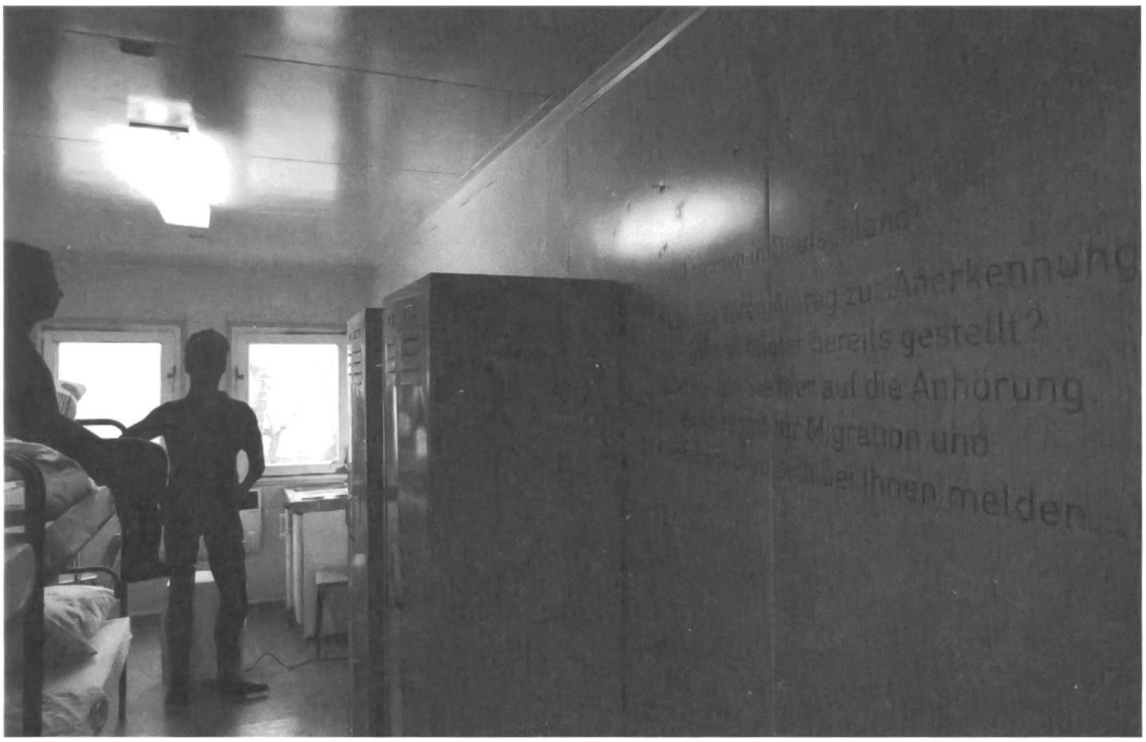

Abb. 7: Inszenierung von Enge: Ausstellung im Flüchtlingscontainer.

Mit der Übernahme des Flüchtlingscontainers ins Museum verändert sich die Funktion des Objektes: Niemand wohnt mehr hier, das Gebäude dient nicht mehr der Unterbringung von Geflüchteten. Die ehemaligen Funktionen werden durch Objekte und Inszenierungen im Container repräsentiert, der Container wird im narrativen Raum *Marktplatz Rheinland* zum Ausstellungsraum. Die Ausstellung zeigt Alltage in einem Flüchtlingscontainer anhand von Objekten, Inszenierungen und audiovisuellen Medien. Der Raum in seiner Spezifik ist dabei ebenfalls Teil der Ausstellung: So ist der erste der Wohncontainer originalgetreu als Unterkunft für vier erwachsene Männer eingerichtet: auf knapp zwanzig Quadratmetern sind zwei Etagenbetten, ein Tisch mit vier Stühlen, vier Spinde und eine Küchenzeile untergebracht. Die Besucher*innen können diesen Raum betreten, die alltägliche Erfahrung von Enge und fehlendem Rückzugsraum wird auch dadurch nachvollziehbar, dass drei lebensgrosse Figuren im Raum platziert sind: eine Figur liegt in einem der Betten, eine zweite sitzt auf dem Bett, die dritte steht daneben. Dem gegenüber ist ein zweiter Container so eingerichtet, wie die Autoren ihn 2013 während der Feldforschung vorgefunden haben. Individuell eingerichtet (mit blauem Teppich, Vorhängen, einem Bettsofa und Wohnzimmermöbeln) und mit persönlichen Objekten dekoriert hat Kawa Abbas «seinen» Container 2013 verlassen. Seine offensichtliche Beziehung zu dem Ort und die in seiner Gestaltung sichtbar werdende Form von Beheimatung gehörten zu den überraschendsten Erfahrungen der Projektarbeit.

Die Geschichte von Kawa Abbas – eine Lebens-, Flucht- und Beheimatungsgeschichte als Ausstellungselement

Kawa Abbas lebte zwölf Jahre im Container in Titz-Opherten.

Geboren wurde er 1972 im Irak. Als 25-Jährigem gelang ihm die Flucht aus einer seit Jahrzehnten von Kriegen betroffenen Region nach Deutschland.[35] Er erzählte nicht ausführlich, aber in kurzen Zügen von seiner Flucht nach Deutschland: Seine erste Station hier war Karlsruhe, hier meldete er sich bei der Polizei und beantragte Asyl. Nach Stationen in Köln und Düren wurde er Titz zugeteilt. «Seitdem bin ich hier.»

Kawa Abbas musste bis 2012 auf seine Anerkennung als Flüchtling warten. 2010 erhielt er zunächst eine Ablehnung seines Asylantrags, er konnte Widerspruch gegen diese Entscheidung einlegen, dem schnell stattgegeben wurde. Die ersten Jahre im Container empfand er als prekär: Nicht anerkannt als Flüchtling, räumlich an einen Ort und eine Unterkunft gebunden, die einen institutionell reglementierten Alltag vorgibt. Alles ist fremd: die Sprache, die Landschaft, die Menschen, mit denen er zusammentraf. Die Containeranlage war voll belegt.

Im Laufe der Jahre veränderte sich die Lebenssituation von Kawa Abbas. Er knüpfte Kontakte zu einer Kirchengemeinde und seinen Nachbarn in Opherten. Eine Freundschaft zu einer einheimischen Familie (Familie Portz) entwickelte sich. Kawa Abbas interessierte sich für die Arbeit auf den Höfen der Umgebung. Er stammt aus einer ländlichen Gegend im Irak, auch seine Familie betreibt Landwirtschaft. In Kooperation mit seiner Sachbearbeiterin und dank dem Engagement von Frau Portz gelang es ihm, eine offizielle Arbeitsgenehmigung zu erhalten. Bis heute arbeitet er in einem landwirtschaftlichen Betrieb in Titz.

Auch im Container änderte sich der Alltag. Weniger Flüchtlinge wurden der Gemeinde zugewiesen, die Wohnsituation entspannte sich dahingehend, dass ab etwa 2010 jeder Flüchtling im Container ein eigenes Zimmer hatte. Statt zwanzig lebten nur noch fünf Männer zusammen. Kawa Abbas freundete sich mit einem Migranten aus Polen an, der ebenfalls zeitweise in der Containeranlage lebte. Diese Freundschaft ist bis heute lebendig, Herr T. lebt und arbeitet inzwischen in Düren und hat eine Familie.

Eigentlich ist diese Entwicklung der «normale» Weg: wenn ein Asylverfahren positiv abgeschlossen ist, der Flüchtling anerkannt wurde, verlässt er die Übergangswohnung seiner Verfahrenszeit. Er kann sich eine neue Heimat auf Dauer aufbauen. Kawa Abbas ist im Container geblieben. In Absprache mit der Gemeindeverwaltung durfte er weiterhin in der Flüchtlingsunterkunft wohnen, weil die Flüchtlingszahlen mittlerweile sehr niedrig waren. Er zahlte eine monatliche Miete

35 Die Geschichte von Kawa Abbas ist eine typische Flüchtlingsgeschichte aus Krisengebieten. Es sind vor allem die noch unverheirateten jüngeren Söhne, denen die Familie die Flucht ermöglichen will. Dieses Muster zeigt sich in den Statistiken zu Flüchtlingen: So wurden 2010 etwa zwei Drittel aller Erstanträge auf Asyl von Männern gestellt, von denen 74,9 Prozent jünger als dreissig Jahre alt waren. Ein grosser Teil (mehr als ein Drittel) war noch minderjährig. Zahlen aus Bundeszentrale für politische Bildung, www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/61634/asyl (2. 6. 2017).

und fühlte sich ein Stück weit für die gesamte Anlage verantwortlich: «Ich bin wie eine Art Hausmeister.» Auch verschönerte er «seinen» Container, strich die Wände, verlegte Teppichboden und schaffte eigene Möbel an. In den Gesprächen während der Feldforschung und der Filmarbeiten sagte er: «Ich fühle mich wohl hier. Ich habe hier Ruhe. Es ist schön, da sind meine Nachbarn, ich bin zuhause.»

Dementsprechend war er von den Plänen der Gemeinde Titz, die Containeranlage abzubauen, zunächst schockiert. Diese Haltung und die Tatsache, dass Kawa Abbas freiwillig in diesem Container lebte und ihn auch ohne die Translozierung nicht verlassen hätte, scheinen auf den ersten Blick irritierend. Sein Umgang mit diesem Raum war geprägt von Zeichen der Verortung: mit eigenen Möbeln, den selbst durchgeführten Renovierungsarbeiten, mit Bildern und Wandschmuck hat der Flüchtling ein Stück Heimat für sich geschaffen. Es vermittelte ihm in der Zeit des Übergangs, die von Unsicherheit geprägt war, den notwendigen Halt: Sein Ziel, in Deutschland eine neue Heimat zu finden, hat er in der langen Zeit des Asylverfahrens nicht aus den Augen verloren. Er machte den Container ein Stück weit zu seiner Heimat.[36]

Die für die Ausstellung im Container inszenierte Lebensgeschichte seines letzten Bewohners wird den Besucher*innen über Medienstationen im selbst gestalteten Wohnraum vermittelt. Kawa Abbas kann medial als Person wahrgenommen werden, seine Stimme, seine körperliche Präsenz in dem Raum werden über eine Medienstation repräsentiert. Die erzählte Geschichte scheint ein Happy-End zu haben: Kawa Abbas ist anerkannter Flüchtling, er arbeitet und ist aus dem Container, in dem er sich schon ein Stück weit beheimatet hat, in ein neues Leben gestartet. Ob das tatsächlich gelungen ist, wissen wir nicht. Denn die Narration endet mit seinem Auszug aus dem Container, seine weitere Integration in die deutsche Gesellschaft bleibt der Imagination der Besucher*innen überlassen.

Die Lesart einer gelungenen Integration als Happy-End gehört ebenfalls zum gesamten musealen Narrativ der positiv gedeuteten Interdependenzen von Flucht, Migration und gesellschaftlicher Entwicklung, die im Regionalen und Individuell-Biografischen festgemacht wird.

Ein Fazit?

«Angesichts der Krisenherde der Welt steigt die Zahl der Menschen, die bei uns Schutz suchen, weiter an. Dabei verlässt niemand leichtfertig seine Heimat. Viele Menschen, die bei uns um Asyl nachsuchen, sind froh, ihr Leben gerettet zu haben. Sie alle haben ein Recht auf menschenwürdige Unterbringung und ein faires Asyl-

36 Der umfangreiche Fachdiskurs um den Heimatbegriff kann hier nur impliziert werden, ausführlicher setzten die Autoren sich mit diesem Aspekt im Rahmen eines Vortrags – This is not a home. Spatial orders in refugees accommodation in Germany after 1945, SIEF-conference 2015, Zagreb – auseinander, dessen Publikation noch aussteht. Zum Heimatdiskurs angeführt seien exemplarisch die grundlegenden Bände von Gebhard, Gunther; Geisler Oliver; Schröter, Steffen (Hg.): Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzeptes, Bielefeld 2007; Seifert, Manfred (Hg.): Zwischen Emotion und Kalkül. ‹Heimat› als Argument im Prozess der Moderne. Dresden 2010.

verfahren.»[37] Dieses Zitat aus einem Bericht, der vom Ministerium für Migration und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen beauftragt wurde, sollte Grundlagen und Ziele des staatlichen Umgangs mit Flüchtlingen zusammenfassen. Die Realitäten dieses Umgangs sehen oft anders aus: Gerade die Materialität der Unterbringung, sprich Form, Ausstattung, Belegung und räumliche Anordnung der Unterkünfte, ist Ausdruck einer Haltung von Ausgrenzung, Kasernierung, Kontrolle und weisen Geflüchteten spezifische Rollen zu. Die Objektwelten und räumlichen Ordnungen, in und mit denen Flüchtlinge einen neuen Alltag gestalten, erzählen viel über den Umgang mit diesen Menschen, sie sind Ausdruck eines komplexen gesellschaftlich-kulturellen Prozesses, der mit «Asylverfahren», «Migration» oder «Integration» nur unzureichend beschrieben ist. Die Aufnahme eines Flüchtlingscontainers in die Dauerausstellung eines Freilichtmuseums und seine neue Nutzung als materielles Narrativ von ganz individuellen Geschichten von Flucht und Ankunft bietet Besucherinnen und Besuchern Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit aktuellen gesellschaftlichen Diskursen. Die museale Aufbereitung bietet über ihre Kontextualisierung und vor allem die Historisierung Distanz, die einer Versachlichung einer emotional und häufig angstbesetzten Diskussion zugutekommen mag. Zudem kann über das Narrativ der Ausstellung die aktuell als «Krise» und «Problem» benannte Flüchtlingsdebatte in einem grösseren Zusammenhang wahrgenommen werden. Die hier erzählte Geschichte des rheinischen Dorfes nach 1945 ist von Beginn an durch Migration, ausgelöst durch Flucht und Vertreibung, geprägt. Sie bietet Identifikationspunkte über persönliche wie kollektive Erinnerungsobjekte und -orte sowie die subjektiven Erfahrungsgeschichten der vorgestellten Menschen. Dies zumindest ist das Ziel des Ausstellungs- und Filmprojekts, das damit Position bezieht zur Aufgabe von Museen als Lernort, Identifikationsort und Ort gesellschaftlicher Auseinandersetzung.

37 Projektbericht: «Unterbringung von Asylbewerbern in nordrhein-westfälischen Aufnahmeeinrichtungen». Düsseldorf 2014, S. 8, www.mik.nrw.de/fileadmin/user_upload/Redakteure/Dokumente/Themen_und_Aufgaben/Auslaenderfragen/pb_unterbringung.pdf (2. 8. 2014).